**Stilles Meer**

**Uraufführung einer Oper zur Fukushima-Katstrophe**

**Kultur Die Hamburgische Staatsoper hat Ende Januar die Uraufführung der Oper „Stilles Meer“ auf die Bühne gebracht – als Auftragsarbeit an den japanischen Komponisten Toshio Hosokawa und in Kooperation mit der Tokyo University of the Arts. Von Andreas Conradt**

Eine Anhöhe, der Blick weitet sich, das Meer. Die Küste an der Grenze zum Sperrgebiet rund um „Fukushima 1“, zwanzig Kilometer vom Atomkraftwerk entfernt. Das Bühnenbild zitiert Symbole sowohl aus dem Bereich der Kernkrafttechnik – Brennstäbe, ein Abklingbecken –, als auch – die Brücke – aus dem Stück „Sumidagawa“. Die Tragödie der japanischen Stilrichtung des Nō-Theaters handelt von einer Mutter, die ihren Sohn verloren hat. Am unsichtbaren Ende der Brücke liegt „Higan“, das jenseitige Ufer, wohin man die Seelen der Toten, die man heimgeholt hat, zurückschickt.

Claudia, eine Deutsche, kann den Tod ihres Mannes, des Japaners Takashi, akzeptieren, nicht aber den ihres Sohnes Max. Ihr Ex-Mann Stephan, Vater von Max, ist nach Japan gereist, um Claudia zur Rückkehr nach Deutschland zu überreden. „Sieh doch die Wirklichkeit“, ruft er ihr zu.

Doch ihre Wirklichkeit sind die Toten, die das Meer nicht hergibt – die Evakuierung des Gebietes rund um das explodierte Atomkraftwerk verhindert die Suche. „Ich kann sie nicht sehen, diese Wirklichkeit! Wir kämpfen mit einer Wirklichkeit, die wir nicht sehen.“ Ein Ritual, das Nachspielen des „Sumidagawa“-Stückes, soll Claudia die Seele ihres toten Sohnes sehen lassen, denn sie kann ihn nicht freigeben. Doch das Bild zerrinnt in ihren Armen. Sie kann sich bis zuletzt nicht mit dem Tod ihres Kindes abfinden. „Lasst uns nach Hause gehen“, sagt sie zum Schluss, „ein jeder zu sich nach Hause.“

So trivial die Geschichte zunächst daherkommt, sind doch die Bilder, die Oriza Hirata (Inszenierung) und Itaru Sugiyama (Bühnenbild) ohne Bühnenumbau und nur mit wechselnden Lichtstimmungen erzeugen, so beeindruckend, dass sie das experimenterfahrene Hamburger Premierenpublikum zu langem Applaus und Bravo-Rufen hinreißen.

Die asiatischen Klänge der Sopranistinnen, Tenöre und des Baritons sind allerdings bisweilen schrill und europäischen Hörgewohnheiten zuwider. Das ist beileibe keine Kritik, die Stimmen sind wunderbar. Nur sind ungeübten Zuhörern die Art der Melodieführung und der Betonung fremd. Auch aus dem Orchestergraben dringt nur selten Bekanntes, eher ein Wispern und Flüstern, ein Meeresrauschen, pastellartige Töne. Bis mit unerhörter Kraft und Intensität – und minutenlang – Schlaginstrumente Erdbeben und Tsunami über die Bühne und ins ganze Haus jagen, dass das Publikum unwillkürlich den Kopf einzieht.

Toshio Hosokawa, der bekannteste lebende japanische Komponist, wurde 1955 in Hiroshima geboren. Er schöpft seine Musiksprache aus dem Spannungsverhältnis zwischen westlicher und traditioneller japanischer Kultur. „Das Erdbeben und der Tsunami im Jahr 2011 sowie die dadurch ausgelöste Atomkatastrophe ließen mich erneut über Naturgewalten und die menschliche Arroganz nachdenken“, sagt Hosokawa. „Meine Musik entsteht in tiefem Einklang mit der Natur, die die Menschheit bei dem Versuch, sie zu kontrollieren und zu dominieren, letztendlich zerstört.“

Am 13. Februar fand die bis auf Weiteres letzte Aufführung von „Stilles Meer“ in Hamburg statt.